

EBERHARD TIEFENSEE

# Theologie heute: Der schwere Abschied vom Singular

Dass das Kronenberg-Symposium einen ganzen Tag für „Generationengespräche“ reserviert, markiert einen soziologischen Perspektivenwechsel am Ende dieses Jahrhunderts: Die bisher dominierende Blickrichtung auf Klassen, Schichten und Milieus wird abgelöst durch die Perspektive der Generationen. „Die 68er“, „die 89er“ – so oder ähnlich lauten die entscheidenden Kategorien. Besonders Deutschland ist aufgrund seiner wiederholten Geschichtsbrüche „die Nation der Generationen schlechthin“ (1). Vor allem hinsichtlich 1945 und 1989 zeigt sich, wie verschieden diese Einschnitte je nach Geburtsjahrgang wahrgenommen und in oft gegensätzlicher Weise der eigenen Biographie eingefügt wurden. Um verständlich zu sein, ist es heute wichtiger denn je, sein Alter zu nennen: Ich bin Jahrgang 1952, innerkirchlich geprägt von der Aufbruchsstimmung nach dem Konzil, die mir von begeisterten Priestern und theologischen Lehrern vermittelt wurde, und ernüchert durch *Humanae vitae*, was meine Hoffnung auf die Innovationskraft der 2000 Jahre alten Mutter Kirche auf die Probe stellte, ohne sie bisher ausgelöscht zu haben. Als theologisch markanteste Erfahrung würde ich die Wiederentdeckung der Christologie bezeichnen. Außerkirchlich prägend war die alles überschattende Bedrohung durch einen jederzeit möglichen Atomkrieg und für mich als

ehemaligen DDR-Bürger bestimmend ein gesellschaftliches Umfeld, mit dessen Widersinnigkeit sich zu identifizieren mir ebenso unmöglich war wie zu hoffen, es jemals spürbar zu verändern. Aufgewachsen in einer Umgebung, in der Prinzipien den Vorrang vor dem Konkreten hatten, in der das Ganze als das Wahre und der, die oder das Einzelne dagegen als nichts erschien und in der sich totalisierend als universelle Einheit ausgab, was jedoch nur das Partikulare war (denn es gab und gibt immer „die anderen“ außerhalb), begann für mich mit 1989 in vielem eine neue Geschichte.

Ein Markenzeichen meiner Generation dürfte der kritische Umgang mit Fortschrittsideen jeglicher Couleur sein. Ein Gespräch mit der älteren Generation wird deshalb jede Neuauflage der Querelle des Anciens et Modernes zu vermeiden suchen; es ist schon viel gewonnen, wenn sich eine Generation der anderen einigermmaßen verständlich machen kann.

Das „Heute“ im Thema impliziert den Sachverhalt, dass Theologie zeitgebunden ist und schon von daher nicht esoterisch bleiben darf, ohne allerdings in bloße angewandte Wissenschaft überzugehen: Theologie als Rede von Gott ist ja nicht nur *genitivus obiectivus*, sondern auch Rede Gottes. Das bedeutet, dass die sowohl im Kampf um die gesellschaftliche Stellung von Kirche und Christentum als auch im „Streit der Fakultäten“ forcierte funktionalistische Betrachtungsweise z. B. von Religion als „Kontingenzbewältigungspraxis“ (Hermann Lübbe) oder von Theologie als „Kulturwissenschaft des Christentums“ (Friedrich Wilhelm Graf) nur zu gestatten ist, wenn sie Reduktionen vermeidet. Dass christlicher Glaube, Kirche und Theologie die gewünschte und wichtige gesellschaftliche Funktion erfüllen, setzt voraus, dass sie genau diese nicht anzielen, sondern den Blick auf eine unverfügbare Dimension von Wirklichkeit offen halten – ganz gleich zunächst, welche positiven oder negativen Konsequenzen für

das individuelle, gesellschaftliche und auch kirchliche Leben sich daraus ergeben. Trotzdem ist Theologie schon aufgrund des zentralen christlichen Dogmas von der Inkarnation verpflichtet, ihre exoterische Dimension nicht zu vernachlässigen. So lese ich die Enzyklika „Fides et ratio“ als Teil eines Programms, das Gespräch wieder vom Petersplatz auf den Areopag zu verlagern (2), auch wenn z. B. der Streit um die Integration der Theologischen Fakultät in die Universität Erfurt eher in eine andere Richtung weist. Ein Vergleich mit dem vergangenen Jahrhundertwechsel drängt sich in meinen Überlegungen vielfach auf: Gegenüber dem damaligen Versuch, quasi-naturwissenschaftlich eine geschichtslos objektive theologische Systematik – gültig für alle und für alle Zeiten – zu erarbeiten und gegen ein auf „Ismen“ reduziertes Umfeld vorrangig in der Sprache der Polemik und Apologetik zu behaupten, kommt heute, wie unser Thema zeigt, die Lebensweltlichkeit als Wesensmoment von Theologie neu ins Bewusstsein.

Theologie heute im ostdeutschen Kontext, für die ich hier stehe, kann nicht absehen von der Tatsache, dass sie sich in einem Superlativ des westeuropäischen kirchlichen Katastrophengebiets bewegt, nämlich im Ruinenfeld nach einem „Supergau der Kirche“ (3). Bekanntlich gehören nur etwa 30% der Ostdeutschen einer Kirche an; 1946 waren es noch ca. 94 %. Auf einer von Zulehner/Denz 1993 erstellten sozioreligiösen Skala für 27 Länder Europas und Nordamerikas steht Polen auf Platz eins vor Irland, Deutschland West auf Platz 19 weit hinter ehemaligen sozialistischen Ländern wie Slowakei, Ungarn, Litauen und Slowenien, die ehemalige DDR auf dem drittletzten Platz, gefolgt nur von Schweden und Tschechien. Sie ist dabei das einzige Land Europas und wahrscheinlich der Welt, in dem die Unreligiösen eine satte Mehrheit von über 65% stellen. Im Bereich

des ehemaligen sozialistischen Lagers zeigen nur Tschechien, Estland und Lettland ähnliche Phänomene, ansonsten finden sich Parallelen in Nordeuropa (4). Hinsichtlich der Ursachen, der theologischen Konsequenzen und der Zukunft dieses Phänomens herrschen noch weitgehend Ratlosigkeit und enormer Reflexionsbedarf.

Das komplexe Ursachen-Bündel auf die kommunistische Religionspolitik von 1945 bis 1989 zu reduzieren, verbietet der Blick auf die genannte Skala. Dagegen scheint ein wesentlicher Faktor das frühere Staat-Kirche-Verhältnis zu sein: So verloren z. B. protestantische Dörfer mit ehemaliger Guts-herrschaft nach 1945 ihre kirchliche Bindung gründlicher als Orte ohne eine solche – ein Menetekel für alle Versuchungen zukünftiger Eheschließungen von Thron und Altar.

144

Das massenhafte Auftreten der Spezies „homo areligio-sus“ ohne gleichzeitigen Werteverfall konterkariert alle dies-bezüglichen Befürchtungen (und vielleicht auch missiona-rischen Hoffnungen) und ist eine Herausforderung an die theologische Anthropologie.

Für die Zukunft wird entscheidend sein, ob der christliche Glaube und seine Institutionalisierungen die seit Beginn der Neuzeit abgebrochene Kommunikation nach außen wieder aufnehmen und sowohl ihre kulturprägende Kraft als auch spirituelle Energie zurückgewinnen können. Die Leipziger Friedensgebete waren hier ein Hoffnungs-zeichen. Meines Erachtens steht der katholischen Kirche ein 1989 noch bevor.

Mit 1989 ist „das Ende vom Anfang vom Ende“ des 19. Jahrhunderts und damit der Neuzeit gekommen, was Jean-François Lyotard treffend als das „Ende der großen Erzählungen“ charakterisiert hat. Deren Grablegung und die Suche eines Lebens danach wird das kommende Jahrhundert beschäftigen. Momentan ist das postmoderne Lebensgefühl

nach Bernd Guggenberger „aus zwei Komponenten gefügt: Erstens, der Erfahrung, dass es keinen Sinn (mehr) gibt für das Ganze, und zweitens, der Entschlossenheit, dass dies noch lange kein Grund zu sein braucht, Trübsal zu blasen“ (5). Ganzheitssemantiken und mithin auch die Theologie sind nach den katastrophischen Erfahrungen dieses unseres saeculum obscurum, welche sich im Namen Auschwitz konzentrieren, unter Totalitätsverdacht geraten. Der Erfolg der großen „Verdächtiger“ Marx, Nietzsche und Freud ist mit Händen zu greifen: Die Sensibilität für verborgene „Macht-dispositive“ (Michael Foucault) hat entscheidend zugenommen. Legitimationsfragen sind vorrangig gegenüber Wahrheitsfragen: Mit welchem Recht sprichst du dein Urteil? Die übriggebliebenen Monarchien wurden fast ausnahmslos parlamentarisch gebändigt. „Krieg dem Ganzen“, fordert Lyotard, „zeugen wir für das Nicht-Darstellbare, aktivieren wir die Differenzen, retten wir die Differenzen, retten wir die Ehre des Namens“ (6).

Eine Theologie, welche diese aus leidvoller jüdischer Erfahrung gewachsene Mahnung einfach mit dem Verweis auf postmoderne Beliebigkeit abtut, lässt eine bis heute nicht überwundene neuscholastische Tendenz erkennen, angesichts moderner Herausforderungen in der Vergangenheit erfolgreiche Modelle vorzüglich abstrakt und ohne Blick auf den jeweiligen Gesprächspartner zu regenerieren. Aus dem Osten sind hier zwei bedenkliche Erfahrungen einzubringen:

Die notwendige Auseinandersetzung mit dem DDR-Kontext vollzog sich vornehmlich auf der Ebene der Dogmatiken, nämlich als Auseinandersetzung mit dem Menschenbild des Marxismus-Leninismus. Auf diesem Feld ist – so kann ich meiner Ausbildungs- und Wirkungsstätte in Erfurt bescheinigen – Hervorragendes geleistet worden mit der Folge, dass die fundamentale Kritik der marxistisch-

leninistischen Anthropologie im Herbst 1989 auf katholischer Seite keine nennenswerten Hoffnungen auf einen verbesserlichen Sozialismus aufkommen ließ. Nach dem Untergang des Marxismus-Leninismus trat jedoch hinter dem Vorhang der Texte der ostdeutsche „Normalverbraucher“ hervor – für die Theologie ein weitgehend noch rätselhaftes Wesen.

Aber auch die Politikwissenschaft kommt inzwischen zu der selbstkritischen Einsicht, dass der Osten Deutschlands bis Mitte der 90er Jahre zunächst zum Objekt einer „nachholenden Modernisierung“ (7) mit starker Betonung des normativen, exogen-interventionistischen und vor allem institutionell-organisatorischen Moments wurde, wie man es im 19. Jahrhundert gern in den Kolonien tat – fast ohne Blick auf handelnde Akteure oder regionale Besonderheiten und offenbar mitbestimmt von der Sorge, keine westdeutsche Selbstverunsicherung aufkommen zu lassen. Diesem Sog folgte der innerkirchliche West-Ost-Transfer. Er konnte wohl nur gebremst werden, wo sich ihm profilierte und selbstbewusste Partner entgegenstellten, was aufgrund der weitgehend intakt gebliebenen kirchlichen und theologischen Biographien vielleicht etwas leichter war als in anderen Bereichen der Gesellschaft.

In beiden Fällen zeigt sich ein Defizit hinsichtlich der differentiellen Wahrnehmung, der situationsgerechten Konzeptualisierung und der Subsidiarität des Handelns, das wahrscheinlich nie zu beseitigen, aber zumindest zu beachten ist.

Theologie heute steht also – nach wie vor nicht ohne Verwund(er)ung – in einem Umfeld unüberschaubar und unreduzierbar pluraler Gegebenheiten und von daher mitten in einem Prozess, den ich als den schweren Abschied vom (abstrakten) Singular bezeichnen will. Diesbezüglich ist Kants

Reformulierung des philosophischen Kanons in der „weltbürgerlichen Bedeutung“ noch unterwegs: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?“ (8). Die selbst für Kants Philosophie kühne dreifache Exposition des „Ich“ ist noch gezähmt vom: „Was ist der Mensch?“ Die Frage „Wer bin ich?“ läge näher. Der idealistische Versuch, das provozierende Erscheinen eines Antlitzes durch Rekurs auf ein absolutes Subjekt zu unterlaufen, dürfte als gescheitert gelten: Die hochfliegenden Spekulationen und Systematisierungen haben die Kollision mit einer Wirklichkeit, in der schon lange keiner mehr weiß, was ein Mensch ist (Bert Brecht), nicht überlebt. Das Subjekt erweist sich – Ludwig Wittgensteins plastischem Vergleich von Auge und Gesichtsfeld entsprechend – als der „privilegierte Ort der Weltperspektive“; zugleich ist es aber „die Grenze der Welt und nicht einer ihrer Inhalte“ (9). Dass tragende geistesgeschichtliche Termini sich der Pluralisierung versperren – die Vernunft, das Sein, der Geist des Fortschritts, die Moderne, die Menschheit, das Eine und das All – ist inzwischen kritisch zu betrachten.

Parallel dazu dürften als gescheitert gelten alle Versuche im katholischen Raum, das Subjekt mit seiner je eigenen Erfahrung aus der theologischen Diskussion herauszuhalten, entsprechende Rekurse als „Immanentismus“ oder „Modernismus“ zu verteufeln und sich statt dessen auf ewige Prinzipien und daraus deduzierte universale Wahrheiten zu berufen. Der Glaube heute entspricht eher Jesu bekanntem Gleichnis vom Baum, der im Wasser eines unendlichen Meeres zu wurzeln vermag. Theologie kann sich diesem Paradigmenwechsel nicht entziehen. Wenn sie ihren Anspruch auf Rationalität nicht begraben und sich damit selbst aufgeben will, darf sie zwar auf Prinzipien nicht verzichten; aber für eine auf Glaubensverkündigung

ausgerichtete Theologie ist die weit spannendere Frage, wie sich solcherlei Universalien und Normative mit der heutigen facettierten Lebenswirklichkeit vermitteln lassen. Wo finden sich im Kampf um das (Singular!) ungeborene Leben Frau X und ihre konkrete Notlage? Wie konkretisiert sich die Unauflöslichkeit der (!) Ehe für das wiederverheiratete Ehepaar Y? Was heißt Tertullians „anima (!) naturaliter christiana“ (die Seele ist von Natur aus christlich) hinsichtlich der areligiösen Familie Z, die unter mir wohnt? Wer spricht hier eigentlich zu wem?

„Siehst du diese Frau?“, fragt Jesus angesichts der eintretenden Prostituierten den Pharisäer Simon und mit ihm die Theologie heute. Simons vorausgehender Gedanke ist ebenso typisch wie verräterisch: „Wenn er wirklich ein Prophet wäre, müsste er wissen, was das für eine Frau ist“, m.a.W. welchen Modus von Frau-Sein wir hier vor uns haben. Theologie heute muss plädieren für das universell Konkrete und wird Distributive bevorzugen: Gott liebt nicht alle, sondern jede und jeden, d.h. aber: je anders. Der Satz, dass Jesus „für die vielen“ gestorben ist, bekommt neue Relevanz. Der normative Christ, als solcher heilig gesprochen, zeigt sich wieder als einer, der sich in Biographie und Gestalt extrem von allen anderen unterscheidet, mit denen er trotzdem oder gerade deshalb übereinkommt und daher zusammen im Heiligenkalender steht. Aussagen mit abstrakt-singularem Subjekt wie „die Kirche“, „das Evangelium“, „der Glaube“, „die Ehe“ etc. tendieren, so notwendig sie weiterhin sein werden, zur Vereinfachung und auch zum Totalitären; solche Sätze darf eine Theologie heute nur mit Vorsicht produzieren.

Wenn ich eine Prognose – oder besser eine Hoffnung – wage, dann befinden wir uns im Übergang zu einem wahrhaft trinitarischen Zeitalter: Joachim von Fiore erwartete bekanntlich nach den Zeitaltern des Vaters und des Sohnes ein

Zeitalter des Heiligen Geistes, und auch wir haben in Vorbereitung auf 2000 drei Jahre lang jede der göttlichen Personen thematisiert – einzeln und nacheinander. „Ihr meine Drei“, betete aber eine Karmelitin mit Namen Elisabeth von der Dreifaltigkeit. (10) vor inzwischen hundert Jahren und markierte damit die unhintergehbare Pluralität des christlichen Gottesverständnisses. Zumindest lässt sich vermuten, dass im Zuge des schweren Abschieds vom Singular das Thema eines Generationsgesprächs zukünftig heißen wird: „Theologien heute“.

---

**Eberhard Tiefensee**, Dr. theol., geb. 1952 in Stendal; geweiht 1979 in Dresden; Kaplan und Studentenseelsorger in Zwickau; 1982 Assistent am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt; 1986 Promotion; 1987 Studentenpfarrer in Leipzig; 1991 Habilitand an der Universität Bonn und ab 1992 an der Universität Tübingen; 1996 Habilitation und Privatdozent ebenda, seit 1997 Professor für Philosophie an der Theologischen Fakultät Erfurt. Buchveröffentlichungen: *Die religiöse Anlage und ihre Entwicklung. Der religionsphilosophische Ansatz Johann Sebastian Dreys (1777–1853)* (Leipzig 1988); *Philosophie und Religion bei Franz Bretano (1838–1917)* (Tübingen 1998); Artikel u.a.: *Diesseits und Jenseits der Sprache. Eine Kritik der Sprachkritik* (1999); „Religiös unmusikalisch“? – *Ostdeutsche Mentalität zwischen Agnostizismus und flottierender Religiosität* (2000).

### Anmerkungen

- (1) H. Bude, Von Machern und Halbstarcken. Die Bundesrepublik und ihre Generationen, in: Die ZEIT vom 20. Mai 1999, 14.
- (2) H. J. Marchio, Leiter der Katholischen Akademie Magdeburg-Halle, mündlich.
- (3) E. Neubert, in: Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur“. (12. Wahlperiode des Bundestages, hg. v. Deutschen Bundestag), VI ( Rolle und Selbstverständnis der Kirchen in den verschiedenen Phasen der SED-Diktatur), Frankfurt/M. 1995, 130.
- (4) P. M. Zulehner / H. Denz, Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie, Düsseldorf 1993, 47.
- (5) B. Guggenberger, Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung, Berlin 1987, 28
- (6) J.-F. Lyotard, Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982 – 1985, Wien 1987, 28.
- (7) W. Zapf, Modernisierungstheorien in der Transformationsforschung, zit. nach A. Waschkuhn / A. Thumfart (Hg.), Politik in Ostdeutschland. Lehrbuch zur Transformation und Innovation, München – Wien 1999, 14.
- (8) I. Kant, Vorlesungen über Logik (hg. v. G. B. Jäschke, A 25.
- (9) P. Ricoeur, Das Selbst als ein anderer (Übergänge; 26), München 1996, 68.
- (10) Elisabeth von der Dreifaltigkeit (al. Elisabeth Catez), in: R. Körner, „Bleib nicht zurück am Ufer...“ Einladung zum Leben mit dem dreifaltigen Gott, Leipzig 1998, 78.